

**SÜDWESTRUNDFUNK  
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Chaos im Netz – Brauchen wir noch einen neuen alten Bildungskanon?  
Reihe: Wissen 2.0 – Wie das Internet die Bildung verändert (1)**

Autor und Sprecher: Professor Peter J. Brenner \*  
Redaktion: Ralf Caspary  
Sendung: Sonntag, 13. Februar 2011, 8.30 Uhr, SWR 2

---

**Bitte beachten Sie:**

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.  
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen  
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula  
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in  
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

*Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030*

**Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen  
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.  
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die  
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.  
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2  
Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als Podcast nachhören:  
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

---

**Ansage:**

Wir starten heute in der Aula diese 6-teilige Reihe, die fragt, wie sich in Zeiten von Wikipedia und Co, in Zeiten des E-Learning und Onlineteaching, in Zeiten von Power Point Bildungsprozesse verändert haben. Gibt es unter dem Druck der digitalen Medien eine neue Beliebigkeit und Oberflächlichkeit, gibt es ein viel zu starkes

Effizienzdenken, werden wir immer dümmer oder immer intelligenter? Diesen Fragen geht die Aula in sechs Teilen nach.

Den Auftakt heute macht der Kulturwissenschaftler Professor Peter J. Brenner von der TU München. Er fragt, ob wir sie wirklich benötigen, die Informationsfülle, die uns das Internet zur Verfügung stellt, ob wir nicht wieder so etwas brauchen wie einen Wissenskanon, der Unnützes von Wichtigem trennt.

### **Peter J. Brenner:**

Das Internet ist eine gigantische Wissensmaschine. Es stellt eine unübersehbare und unbegrenzt wachsende Menge an Informationen aller Art und jeder Qualität bereit. Genau das war ja das Versprechen des Internet: Jedem Menschen zu jeder Zeit möglichst kostenlos Zugang zu jedem beliebigen Wissen zu verschaffen. Die kostenlose Bereitstellung unüberschaubarer Wissensbestände aller Art beflügelt seit zwei Jahrzehnten, zum zweiten Mal seit der Aufklärung, die Hoffnung auf eine abschließende Demokratisierung der Bildung und der Kultur.

Die digitale Kultur, und in erster Linie das Internet, hat auch unsere Vorstellung von „Bildung“ tiefgreifend verändert. Das Wissen im Internet kennt keine Grenzen mehr und auch keine Binnenstrukturen; es hat keine Ordnung und keine Hierarchie und überlässt den Nutzer sich selbst. Die Metapher des „Surfens im Internet“ hat, wahrscheinlich ungewollt, das Phänomen wie das Problem ziemlich genau getroffen – wenn man nämlich unter „Surfen“ eine ziemlich sinnlose sportliche Beschäftigung versteht, bei der der Surfer sich mit viel Geschick, aber mit sehr begrenzten Handlungsmöglichkeiten dem Spiel der Wellen überlässt.

Noch in jüngster Zeit hat der Harvard-Professor David Weinberger wiederholt, was die Internetpropheten der ersten Generation schon glauben machen wollten. Weinberger feiert in seinem Buch, das in Deutschland unter dem Titel *Das Ende der Schublade: Die Macht der neuen digitalen Unordnung* erschien, die Befreiung des Wissens. Jetzt endlich sei die Utopie der freien Wissensgesellschaft Wirklichkeit geworden; jeder Mensch könne die Organisation seines Wissens selbst in die Hand nehmen, sich ablösen von der illegitimen Autorität wissenschaftlicher Experten oder staatlicher Einrichtungen.

Aber ganz ohne diese alten autoritären Einrichtungen kommt auch der Prophet der neuen digitalen Unordnung nicht aus: Er veröffentlicht seine Einsichten nicht anonym im Internet, sondern als Buch, brav mit einem Copyright-Vermerk versehen, der u. a. die Verbreitung des Buchs unter „Verwendung elektronischer Systeme“ verbietet. Wer das Buch lesen will, kann sich ein paar Seiten im Internet anschauen – es handelt sich ausdrücklich um „copyrighted material“ –, und den Rest muss er ganz trivial im Buchhandel bestellen und bezahlen, oder aber er muss es in einer traditionellen Bibliothek ausleihen, wo er es aber nur finden wird, wenn die „Macht der digitalen Unordnung“ sich in den Bibliotheksregalen noch nicht durchgesetzt hat.

Diese Ambivalenz des Ideals universaler Verfügbarkeit auf der einen Seite und der materiellen Bindung des Wissens an Bücher und Bibliotheken andererseits gehört auch im Zeitalter des Internet weiterhin zur Realität der modernen Wissensgesellschaft.

Aber es ist schon richtig: Das Internet versammelt Wissen jeder Art und jeder Qualität, und das Ordnungsprinzip dieser Wissenssammlung ähnelt dem einer Müllhalde. Die simple Einsicht, dass Wissen nicht nur produziert und bereitgestellt, sondern dass es auch eine Ordnung haben muss, wenn es nutzbar sein soll, ist als Problem bislang kaum wahrgenommen worden.

Vor fast hundert Jahren – da gab es noch kein Internet – hat der Kultursoziologe Georg Simmel seiner Befürchtung Ausdruck verliehen, dass man auch zuviel wissen könne. Für eine Gesellschaft, die sich gerne selbst als „Wissensgesellschaft“ feiert, ist das ein merkwürdiger Gedanke. Aber er hat seinen Sinn. In der unbegrenzten Vermehrung des Wissens und der immer leichteren Zugänglichkeit von Kulturgütern sah Georg Simmel eine Bedrohung sowohl des individuellen wie des allgemeinen Wohlergehens, weil die pure Menge der zugänglichen Kulturgüter die Aufnahmefähigkeit des einzelnen überfordere und ihn außerstand setze, diesen Kulturgütern einen Sinn zu geben und sich mit ihnen in eine sinnvolle Beziehung zu setzen.

Kurz: Die Quantität des Wissens bedroht die Qualität der Bildung. Und dabei war damals noch gar nicht absehbar, in welchem Maße das Hochkulturwissen, auf das Simmel sich bezieht, einmal verstellt und zugeschüttet sein würde von Wissensmüll aller Art. Im besten Fall handelt es sich dabei um ein Populärwissen, das vorwiegend über elektronische Medien verbreitet wird und nicht nur überall leicht zugänglich ist, sondern sich auch invasiv dort verbreitet, wo es nicht nachgefragt wird. Das kann man hinnehmen als Kollateralschaden einer Entwicklung, die im Gegenzug eben auch wertvolles Wissen in unbegrenztem Umfang zur Verfügung stellt.

Etwas schwerer fällt es schon zu akzeptieren, dass das Internet auch das Eldorado ist für kriminelles Wissen aller Art – verbreitet von Bombenbastlern, Neonazis und Pädophilennetzwerken. In dieser Lage stellt sich das alte Problem der Ordnung des Wissens in neuer Brisanz. Wissen hat immer auch Wissensordnungen hervorgebracht, und diese Ordnungen haben sich fast immer kontinuierlich und meist unmerklich entwickelt; radikale Brüche und Umwälzungen in der Ordnung des Wissens hat es selten gegeben.

Einer dieser Umbrüche hat sich zu Beginn der Neuzeit vollzogen. Die Scholastik des späten Mittelalters hat unter der virtuellen Anleitung des Obermethodikers Aristoteles bewundernswerte Kathedralen des Wissens errichtet. Sie konnten der Dynamik der Wissensentwicklung in der Frühen Neuzeit jedoch nicht standhalten. Der Erfahrungsdruck des Zeitalters der Entdeckungen schwemmte im Verein mit Gutenbergs Buchdruck die alten, starren Systematiken weg und machte Platz für neue, dynamische Wissensordnungen.

Das waren Wissensordnungen, die sich bis ins ausgehende 20. Jahrhundert erhalten haben und die jetzt ihrerseits unter dem Druck der Internetdynamik verdampfen. In der Frühen Neuzeit ebenso wie jetzt, 500 Jahre später, entsteht neues Wissen jeder Art, jeder Größenordnung und jeder Qualität; und dieses Wissen verbreitet sich rasant, es dringt in die Lebenswelt ein, viele seiner Bestandteile veralltäglichen sich, sie werden praktisch und gestalten die Welt der Menschen um.

Ein großer Teil dieser alten Ordnungsinstrumente ist bis heute in alltäglichem Gebrauch und wird kaum einmal bewusst wahrgenommen: Im Laufe der Frühen Neuzeit bekamen Bücher Inhaltsverzeichnisse und Register, sie wurden nach Fachgebieten zusammengestellt, die in großen Zügen der Entwicklung der Wissenschaftsdisziplinen folgten, und ziemlich spät erst wurden sie konsequent unter ihrem Autornamen veröffentlicht, sodass sie in eine alphabetische Ordnung gebracht werden konnten.

In der Gutenberg-Galaxis vollzog sich die Entwicklung des Wissens mit einer gewissen Gemächlichkeit; jedenfalls so langsam, dass die Zunahme der Wissensbestände die Bestrebungen zur Wissensordnung nicht uneinholbar abgehängt hat. In der Entwicklung des Internet ist wohl genau das geschehen. Die explosive Expansion des Wissens im Internet hat die Entwicklung neuer Ordnungsformen weit hinter sich gelassen – einerseits. Andererseits ist es aber natürlich nicht so, dass das Universum des Wissens im Internet ohne jede Ordnung daher käme. Dass mit der Durchsetzung des Internet das kommunikative Schlaraffenland des „herrschaftsfreien Diskurses“ Wirklichkeit geworden sei, ist jedenfalls eine trügerische Hoffnung. Denn auch für das Internet gilt die Einsicht der Diskurstheoretiker: Es gibt keinen Diskurs ohne Ordnung.

Jede Gesellschaft, auch die globale Gesellschaft, in der das Internet zu Hause ist, ordnet, kontrolliert, reguliert, selektiert, kanalisiert und bändigt ihre Diskurse. Wer genau hinschaut, kann leicht sehen, dass auch das Internet rastlos damit beschäftigt ist, überwiegend auf maschinellem Weg neue Ordnungen zu schaffen. „Wissen ist Macht“, hieß es einmal im 17. Jahrhundert, als die Ära der Wissensgesellschaft heranzudämmern begann – und grenzenloses Wissen ist grenzenlose Macht. Aber wer verfügt über diese Macht?

Die „User“, lautet die Antwort der Internetutopisten; aber daran mag man nicht mehr so recht glauben. Die Ohnmacht des Staates, sei es nun ein demokratischer oder ein autoritärer, gegenüber dem unbegrenzten Diskurs im Internet wird uns nahezu alltäglich vor Augen geführt. An seine Stelle sind andere global agierende und fast durchweg kommerziell interessierte Akteure getreten, welche die Diskurse im Internet mehr oder weniger offensichtlich lenken. Es ist sicher kein Zufall, dass eines der erfolgreichsten Internetunternehmen überhaupt der Anbieter einer Suchmaschine ist, eben jenes Produktes, das wie kein anderes die Ablösung der alten Wissensordnung der Gutenberg-Ära durch die neue Wissensordnung verkörpert.

Aber andererseits ist die Abkopplung des Internet von den alten Strukturen des Wissens längst nicht so radikal wie es selbst glauben machen will. Ein erheblicher

Teil der relevanten Wissensbestände im Internet speist sich aus Wissen, das mit öffentlichen Mitteln finanziert wurde und das auch öffentlich stets zugänglich war – es war zugänglich, aber eben nicht „leicht zugänglich“. Und hier setzt die neue Wissenskultur des Internet an. Die spektakulärsten Anstrengungen zur Bereitstellung umfassenden Wissens werden seit einigen Jahren von „Google“ unternommen. „Google“ kündigte im Dezember 2004 an, sämtliche jemals gedruckten Werke zu digitalisieren und ins Netz zu stellen. Dass ein solcher Anspruch nicht nur vermessen, sondern in erster Linie naiv ist – sofern er nicht ohnehin als bloßer Marketinggag gedacht war – liegt auf der Hand. Aber er ist noch mehr: Es ist der Versuch einer einzigartigen Monopolisierung des Wissens durch eine einzige, kommerziell ausgerichtete Firma, deren Vorgehen undurchschaubar ist, deren Interessen aber klar sind.

Davor hat der vormalige Präsident der *Bibliothèque nationale de France*, Jean-Noël Jeanneney im Jahre 2005 in seiner Streitschrift *Googles Herausforderung – Quand Google défie l'Europe* gewarnt. Google schaffe mit seinen unbekanntenen, wohl nur dem Spiel des Zufalls und der Macht des Geldes folgenden Auswahlkriterien, mit den undurchschaubaren Mechanismen der Trefferauflistung – die immer auch eine Hierarchisierung des Wissens bedeuten – und schließlich mit seiner Bevorzugung US-amerikanischer Archive und Bibliotheken eine neue unkontrollierbare Struktur des altbekannten wie des künftig entstehenden Wissens, die am Ende weniger den Gesetzen der Kultur als denen des Marktes gehorche.

Das kulturelle und geistige Erbe der Menschheit werde verspielt, wenn es auf diese Weise nach undurchsichtigen Regeln und ohne irgendeine erkennbare Ordnung und Auswahl digital zugänglich gemacht wird – und dabei hat er noch nicht einmal die von anderen Kritikern beklagte desolante editorische Qualität der Google-Scans im Auge gehabt.

In der Tat: Dass Wissen eine Ordnung braucht und sie sich in jedem Fall auch schafft, ist zunächst ein pragmatisches Problem – nur geordnetes Wissen ist leicht zugänglich und verwertbar. Aber Ordnungen des Wissens produzieren immer auch Hierarchien des Wissens. In allen Wissensordnungen wird Wissen nicht nur in eine Struktur – und damit unter Kontrolle – gebracht; es wird zugleich bewertet und in Hierarchien geordnet. Das ist im Internet nicht anders. Die Mechanismen des Suchens und Findens im Internet schaffen nicht nur neue Ordnungen, sondern auch neue Hierarchien des Wissens. Wichtig – und gut verkäuflich – wird das, was an der Spitze der Trefferliste einer Suchmaschine steht.

Das ist nichts Neues und nichts Verwerfliches – im Gegenteil. Jede Gesellschaft und jede Kultur trifft ihre Unterscheidungen, in denen sie wichtiges von weniger wichtigem Wissen trennt, nützliches von unnützem, anerkanntes von verächtlichem, zentrales von abseitigem. Die Entstehung solcher Hierarchien lässt sich nur schwer steuern; sie entstehen meist von selbst im Laufe langer historischer Prozesse. Wie es aussieht, haben alle bekannten Zivilisationen schmale Segmente aus der potentiell immer unendlichen Fülle des verfügbaren Wissens herausgestellt, ihm

einen besonderen Rang verliehen und damit bestimmten Segmenten des Wissens eine herausgehobene soziale Funktion zugeschrieben.

Das ist für alle Gesellschaften lebenswichtig. Denn Gesellschaften brauchen eine Verständigung darüber, welches Wissen ihnen wichtig ist und welches unwichtig, sie entwerfen Hierarchien des Wissens und privilegieren bestimmte Arten und Inhalte des Wissens, während sie andere wiederum an den Rand drängen oder gar ächten.

Mit der Durchsetzung des Internet hat sich dieser Vorgang der Kanonisierung oder Privilegierung des Wissens dramatisch geändert. Das Wissen nimmt zu und ist leichter zugänglich; das ist erfreulich. Aber die paradoxe Kehrseite dieser Zunahme des allgemeinen Wissens ist die Abnahme des gemeinsamen Wissens – ein Verschwinden des Vorrats an Wissensbeständen, über den jeder verfügen sollte, oder – da es so etwas nie gegeben hat und nie geben wird – von dem man idealtypisch und kontrafaktisch unterstellt, dass ihn „eigentlich“ jeder und jede haben sollte.

In der aktuellen Wissensdiskussion, deren Fehlentwicklungen in Deutschland wesentlich durch die Bildungsdebatte gesteuert wurden, hat man sich darauf festgelegt, den Wert des Wissens am Nutzen für den einzelnen zu bemessen. Das tradierte Wissen hat dabei schlechte Karten – es ist vom Verfall, vom Verdrängen und am Ende vom Vergessen bedroht, weil es per definitionem veraltet ist. Aber gerade dieses Wissens definiert den kulturellen Horizont, der soziale Bindekräfte schafft und den Zusammenschluss von atomisierten Individuen zu einer „Gesellschaft“ ermöglicht.

Die moderne Soziologie ist längst wieder zu der Einsicht zurückgekehrt, dass der Zusammenhang einer Gesellschaft nicht nur durch Geld, Recht, Macht gestiftet wird, sondern auch und wahrscheinlich sogar primär durch einen kulturellen Überschuss. Die Integration sozialer Systeme ist ein Vorgang kultureller und kommunikativer Verständigung, die sich vornehmlich im Medium der Sprache vollzieht und wesentlich sichtbar wird in der Verständigung über bewahrenswerte Bestände in der Literatur, der Kunst, der Technik, der Geschichte – kurz: in allem also, was symbolische Bedeutung für die Einheit der Kultur gewinnen kann, was einer Gesellschaft als Kulturleistung wichtig erscheint und in ihrem „kulturellen Gedächtnis“ abgelagert wird.

Ein solches „kulturelles Gedächtnis“ ist die lebendige Vergegenwärtigung von Kulturbeständen, ohne die keine Gesellschaft funktioniert. Und auch hier könnte man meinen, dass die digitale Kultur einen neuen, erfreulichen Entwicklungsschub mit sich gebracht habe, denn in dieser Hinsicht der Archivierungsfähigkeit sind die digitalen Medien der alten Gutenberg-Kultur unendlich weit überlegen: Sie vergessen nichts – über dieses Phänomen, das zu Recht den Politikern, den Juristen und nicht zuletzt den einzelnen Usern langsam unheimlich zu werden beginnt, wird ja gerade ausgiebig diskutiert.

Nun ist aber ein unendlich aufnahmebereites digitales Archiv wiederum etwas anderes als ein „kulturelles Gedächtnis“. Denn das kulturelle Gedächtnis ist gerade

nicht die unterschiedslose Aufbewahrung. Das kulturelle Gedächtnis ist vielmehr jenes Medium, in dem sich kollektive Identitäten herausbilden, erneuern und festigen in einem Prozess der stetigen Weiterentwicklung durch Deutung, Reflektion, Kontrolle – und am Ende eben auch durch Kanonisierung.

In jüngerer Zeit hat es etliche zaghafte, aber doch gut beachtete Versuche zu einer Rehabilitierung und Erneuerung des Kanons gegeben. Dazu gehören so Oberflächenphänomene wie Günter Jauchs höchst erfolgreiche Rateshow und ihre zahllosen Imitatoren; dazu gehören weiterhin die von den großen Zeitungen initiierten, inzwischen selbst wieder unüberschaubar gewordenen Editionen von kanonisierten Büchern und Filmen aller Sparten, die längst schon weder im Reich der Beliebtheit angesiedelt sind. Als Zeitgeistphänomene sind diese Erscheinungen nicht ohne Reiz – sie verraten immerhin das Unbehagen an einer kanonlosen Kultur. Sie sind Symptome eines Phantomschmerzes, der an jene Glieder der alten Gutenberg-Kultur erinnert, die unwiederbringlich verloren sind.

Von größerem intellektuellen Reiz sind hingegen die Versuche, einen Kanon notwendigen Wissens wieder inhaltlich neu zu füllen. Auch dazu hat es in der letzten Dekade einige respektable Versuche gegeben. Am Ende des vergangenen Jahrtausends hat Manfred Fuhrmann in seinem Buch über den „Europäischen Bildungskanon“ noch einmal an die Prämissen erinnert, denen eben dieser „Europäische Bildungskanon“ unterliegt. In erster Linie gehört dazu die Loslösung von jeder unmittelbaren Zweckhaftigkeit und Nützlichkeit – also geradezu das Gegenmodell zu dem, was in jenem Bereich der Politik, den man „Bildungs“-Politik zu nennen man sich angewöhnt hat, heute an Schulen und Hochschulen exekutiert wird. Sodann verweist Fuhrmann auf die Grundlage einer jeden Bildung: die Beherrschung der Sprache, die Fähigkeit, sich elaboriert und differenziert, nuanciert und präzise auszudrücken. Und schließlich erinnert er daran, dass der Mensch ein soziales Wesen ist und zur Allgemeinbildung deshalb auch ein Wissen über die Traditionen und Funktionsweisen eines demokratischen Gemeinwesens gehören.

Das ist ein Minimalkanon. Er dient der Vergewisserung über ein Minimum kultureller Gemeinsamkeit bei den Mitgliedern eines Gemeinwesens, dessen soziale Bindekräfte eben nur dann wirksam werden können, wenn sie sich auf gemeinsame Traditionen und Werte stützen können.

Sehr viel weiter greift zur gleichen Zeit Dietrich Schwanitz aus. Ganz aus dem Geist bildungsbürgerlichen Besitzstandsdenkens heraus geschrieben ist sein umfassendes Kompendium mit dem schlichten Titel „Bildung. Alles was man wissen muss“. Schwanitz formuliert den Maximalkanon des deutschen Bildungsbürgertums, er benennt die klassisch gewordenen, fast ausschließlich nach europäischen Konventionen definierten Wissensbestände aus Literatur und Philosophie, Kunst und Musik, Geschichte und Politik. Von besonderem Wert ist das schmale Kapitel über das, was man nicht wissen sollte, das *yellow press*-Wissen über Popstars und europäische Königshäuser.

Schwanitz' Kanon ist sympathisch, aber einen Sitz im Leben der deutschen Kulturwirklichkeit hat er nicht. Zu Recht wurde auch kritisiert, dass er das technisch-naturwissenschaftliche Wissen der Moderne nicht etwa nur ignoriert, sondern wegen fehlenden Bildungswertes ausdrücklich aus den wissenswerten Bildungsbeständen ausschließt.

Das geht natürlich nicht, und so hat gleich darauf Ernst Peter Fischer einen etwas bescheideneren Bildungskanon der Naturwissenschaften formuliert. Dazu gehören Theorien und Modelle, welche die Ordnung des Makro- und des Mikrokosmos beschreiben, dazu gehört die Diskussion über das, was in den Biowissenschaften unter „Leben“ und „Geist“ verstanden wurde und heute verstanden wird, und dazu gehört eine Einsicht in die Denkweisen und Verfahren der naturwissenschaftlichen Forschung.

Dass es auch einen solchen Bildungskanon des technisch-naturwissenschaftlichen und mathematischen Wissens gibt und geben muss, hat sich in der deutschen Bildungstradition nie so recht durchgesetzt – sie hat eben immer stärker auf Wilhelm statt auf den eigentlich bedeutenderen Alexander von Humboldt als ihren Hausheiligen vertraut. Dass aber auch naturwissenschaftlich-technische Kenntnisse mehr sind als pragmatisch zu nutzende *skills for life* oder jene handfesten *literacy*-Kompetenzen zur unmittelbaren Lebensbewältigung, wie sie heute den Schülern in den Pisa-Tests abgehört werden, ist aus dem Bewusstsein der Bildungsmacher verschwunden.

Gewiss bedarf es zur Selbstbehauptung in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation handfester technischer Sachkenntnisse. Aber naturwissenschaftliche Einsichten sind eben auch Kulturgüter, die ihren eigenen Bildungswert haben, und vor allem unter dieser Perspektive müssen sie ihren Platz im Bildungskanon erhalten.

Aber diese Bemühungen von Fuhrmann, Schwanitz oder Fischer sind Ausnahmen. In der deutschen Bildungs- und Kulturpraxis findet sich weder die Bereitschaft noch der Mut, verbindliche Wissensbestände nicht nur zu benennen, sondern sie auch dort zu verankern, wo sie allein ihre Wirkung entfalten, nämlich in der Schule. Wie das aussehen müsste, zeigt der amerikanische Literaturwissenschaftler Eric Hirsch. Er hat sich tatsächlich die Mühe gemacht, auf 300 Buchseiten zusammenzustellen, „was unsere Kinder wissen müssen“ – „What Our Children Need to Know“. Das Buch ist ein bemerkenswertes Dokument des Mutes zum Wissen. Es definiert das Primarschulen-Grundwissen in 21 Sachgebieten – beginnend mit Sprichwörtern, weiterführend über die englische Sprache, die Literatur, amerikanische und Weltgeschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften bis zur Technologie. Auf diese Weise kommen gut 3000 knapp gefasste Stichwörter zusammen, die in jeweils wenigen Zeilen lernbares und tatsächlich zu lernendes Grundwissen für amerikanische Grundschüler definieren.

Diese sehr unterschiedlichen Versuche zur Rehabilitation eines Kanons allgemeinbildenden Wissens haben ihre Wurzeln allesamt in der vordigitalen



Buchkultur der Gutenberg-Ära. Es ist schlechterdings unvorstellbar, dass sie in der Internetkultur sich hätten entwickeln oder auch nur ihren Platz finden können. Denn das Internet hat die alten Mechanismen der Hierarchisierung und Kanonisierung von wissenswertem Wissen endgültig zerstört und damit radikal zu Ende gebracht, was sich in der Schul- und Kulturentwicklung bereits seit den siebziger Jahren angebahnt hat.

Das Internet ist seiner Struktur nach kanonfeindlich. Wenn Wissen unbegrenzt zur Verfügung steht, wenn es kaum technische und finanzielle Hindernisse beim Zugang zum Wissen gibt, dann ist das zunächst erfreulich. Aber wenn es so ist, dann verlieren die alten Einrichtungen der Wissenszubereitung und der Wissensverbreitung, und eben auch der Wissensauswahl, an Bedeutung.

Die alten Einrichtungen – das waren die Bibliotheken, die überlegen mussten, was sie anschaffen wollten oder nicht, das waren die Lexika, deren Redakteure sich Gedanken machen mussten, welche Artikel sie aufnehmen wollten, das waren die Schulen, deren Budget an Unterrichtsstunden begrenzt ist und deren Lehrpläne deshalb nur ein schmales Segment des Wissens aufnehmen konnten – kurz: wer auch immer Wissen anbot, stand unter dem Diktat finanziell, zeitlich oder räumlich begrenzter Ressourcen und musste eine Entscheidung über die Auswahl seines Angebots treffen.

In der digitalen Kultur ist das anders. Sie hat sich weitgehend befreit von den Bindungen an Raum und Zeit und, jedenfalls auf den ersten Blick, auch von denen an das Geld. Der grundlegende Wandel lässt sich am besten an Wikipedia veranschaulichen. Wikipedia versammelt wahrscheinlich tatsächlich den größten Wissensbestand, der je in einer Einrichtung zugänglich gemacht wurde. Ihren Erfolg verdankt sie sicher nicht zuletzt der Tatsache, dass sie ihr Modell der Wissensorganisation aus der Gutenberg-Ära mitgenommen und sie um die neuen Möglichkeiten des Internet erweitert hat. Wikipedia ist nach dem klassischen Prinzip der Enzyklopädie konstruiert, wie es sich im späten 17. Jahrhundert herausgebildet hat. Das Wissen wird nach Schlagwörtern organisiert, mit Quellenbelegen versehen und es gibt klare Regeln, nach denen die Relevanz und die Korrektheit des Wissens gewichtet wird – und nicht zuletzt gibt es Aufpasser, die darauf achten, dass diese Regeln eingehalten werden.

Neu ist andererseits, dass Wikipedia – angeblich – von ehrenamtlichen Laien geschrieben und verwaltet wird ; und neu ist auch, dass ihr keine physischen Grenzen gesetzt sind wie einem gedruckten Lexikon, dessen Aufnahmekapazität durch drei oder vier Dutzend Buchdeckel und durch die schlichten Kosten seiner Redaktion und Produktion limitiert wird. Und diese weitgehende Entmaterialisierung, die weitgehende Abkopplung von den physischen Grenzen von Raum, Zeit und Geld, schließlich erlaubt auch eine Aktualität, von der die gedruckten Lexika nicht einmal haben träumen wollen.

In vieler Hinsicht ist Wikipedia den gedruckten Lexika also weit überlegen. Aber diese Überlegenheit hat, wie immer, ihre Kehrseite. Die deutsche Wikipedia soll, so

heißt es, 1 Million Einträge enthalten, die englischsprachige 3,5 Millionen. Eines des größten und ehrwürdigsten lexikalischen Unternehmen der alten Gutenberg-Galaxis, die Brockhaus Enzyklopädie, enthält in ihren 30 teuren Bänden gerade 300.000 Stichwörter. Das ist mehr, als ein einzelner Mensch jemals wissen kann, aber es ist eben nur ein Bruchteil der Wikipedia-Informationen. Aber nicht trotz, sondern gerade wegen dieser Beschränkung war „der Brockhaus“ als „Konversationslexikon“ eine Institution, deren Aufgabe über die bloße Bereithaltung beliebig großer Wissensbestände hinausging. Gerade der Zwang zur Auswahl und damit zur Bewertung des Wissens, macht den Rang und den kulturellen Wert eines solchen Lexikons aus. Im „Brockhaus“ zu stehen war eine Auszeichnung hohen Ranges; in die Wikipedia kann man sich notfalls selbst hineinschreiben, auch wenn das von den Administratoren nicht gerne gesehen wird.

Diese Entkanonisierung des Wissens ist eine der wichtigsten, aber noch nicht richtig wahrgenommenen sozialen und kulturellen Folgen der Netzentwicklung. Es mag richtig sein, dass ein Großteil des Wissens mehr oder weniger schnell veraltet, dass deshalb sein Erwerb oft nicht lohnt, auch wenn sich darüber von Fall zu Fall streiten ließe. Nicht darüber streiten aber lässt sich, dass eine Gesellschaft ohne die kulturellen Bindekräfte eines kanonisierten Wissens aus allen Kulturbereichen vom Zerfall bedroht ist. Wenn die alten Bildungsvorstellungen und Bildungsinhalte sich unter dem Druck der digitalen Kultur verändern, muss das kein Schaden sein, und verhindern lässt es sich ohnehin nicht. Man sollte aber nicht vorschnell als Errungenschaft feiern, was in Wahrheit ein unwiederbringlicher Verlust ist mit weit reichenden Folgen nicht nur für die Hochkultur, sondern auch für das soziale Zusammenleben ist. Über die Richtung dieser Veränderungen und die Akteure, welche die Richtung der neuen digitalen Kulturentwicklung bestimmen, sollte man sich aber schon seine Gedanken machen.

Wie also geht es weiter? Ein journalistischer Kommentator bemerkte einmal knapp und treffend, dass in den Wikipedia-Artikeln am Ende der Recht behält, der am meisten Zeit hat; während in anderen Netz-Einrichtungen vielleicht der Recht behält, der am meisten Geld hat und damit seine Treffer ganz oben auf der Liste platzieren kann. Das ist in der Tat richtig: Wissen kostet Zeit und kostet Geld – auch im Internet. Deshalb wird seit Jahrhunderten die Produktion von Wissen in Universitäten und Akademien, die Verbreitung von Wissen in Zeitschriften, Büchern oder Lexika, und schließlich die Archivierung von Wissen in Bibliotheken teuer bezahlt – und zum sehr großen Teil auch staatlich finanziert.

Der schon erwähnte seinerzeitige Präsident der *Bibliothèque nationale de France* empfiehlt eine Politik der friedlichen Koexistenz. Er wünscht sich eine Dualität von staatlicher, also öffentlich betriebener und finanzierter Wissenskultur auch in den digitalen Medien auf der einen Seite und privater auf der anderen. Nur so ließe sich die kulturelle Homogenisierung der Welt verhindern und eine Vielfalt der Kulturen erhalten. Deshalb ist es notwendig, dass die Pluralität der alten Infrastruktur des kulturell tradierten Wissens erhalten bleibt: die Bibliotheken, die Museen, die Theater; die Schulen nicht nur als Kompetenzmaschinen, sondern als

Wissensvermittler, der Rundfunk und natürlich das Internet selbst. Kommerziell konkurrenzfähig sind sie nicht, deshalb bedürfen sie der Fürsorge des Staates.

\*\*\*\*\*

**\* Zum Autor:**

1972-1977 Studium der Philosophie, Germanistik, Komparatistik und Erziehungswissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn; 1979 Promotion mit einer Arbeit über den Roman der Aufklärung. – 1981-1986 Akademischer Rat. a. Z. am Institut für Germanistik der Universität Regensburg; 1986 Habilitation mit einer Arbeit über die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert; bis 1990 Akademischer Oberrat a.Z. und Privatdozent an der Universität Regensburg. – 1990/91 Heisenberg-Stipendiat an der Universität Bayreuth. Von 1991 bis 2009 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität zu Köln. – Seit 2010 an der Carl von Linde-Akademie der TU München mit dem Aufgabenschwerpunkt „Akademische Weiterbildung“. Gastprofessuren an der *University of North Carolina at Chapel Hill* und der *Leopold-Franzens-Universität Innsbruck*

**Bücher:**

Neue Deutsche Literaturgeschichte. Vom 'Ackermann' zu Günter Grass. Aktualisierte Auflage. Niemeyer. 2001  
 Bildungsgerechtigkeit. Kohlhammer. 2010.  
 Wie Schule funktioniert. Schüler, Lehrer, Eltern im Lernprozess. Kohlhammer. 2009